

XL-Leseprobe

Das Billardcafé

Dystopie

© M. Pastore, Hybrid Verlag

»Das heißt aber eben nicht, dass es richtig ist, den ländlichen Raum weiterhin zu stärken. Die Jobs der Zukunft entstehen im Dienstleistungssektor, in der Forschung und Entwicklung, in der Digitalisierung. Und diese Unternehmen siedeln sich nun mal in größeren Städten an, nicht auf dem Land. Dass Politiker dennoch weiter den ländlichen Raum fördern wollen, gerade im Osten, halte ich für rückwärtsgewandt.

Ich rate dringend von einer Strategie ab, die den ländlichen Gebieten helfen soll.«

Reint E. Gropp

Leibnitz-Institut für Wirtschaftsforschung Halle, 2019

Denken wir einfach ein paar Jahre weiter ...

1. Das Café

Es war die Zeit zwischen Herbst und Winter, wenn der erste flüchtige Schnee vorüber, die Natur auf das Nahen der kalten Jahreszeit eingestellt ist. Der Winter aber lässt auf sich warten. Die Blätter sind gefallen, die Bäume kahl, die Felder, soweit noch fruchtbar, abgeerntet und die Gräser verdorrt.

Doch von alledem bemerkt man in der Stadt nichts. Es stören nur der kalte Wind, der durch die Häuserschluchten weht, und die unfreundliche Straßenbeleuchtung, ohne deren Gefunzel die Wege durch die steinerne Einöde in völliger Finsternis versinken würden. Die Sonne ficht schwere Kämpfe, um den in der Stadt allgegenwärtigen Dunst zu durchdringen, eine aussichtslose Schlacht des Heimatsterns gegen Nebel und Smog. Nur wenig über den Horizont steigend vermag das Licht des Gestirns selten genug zu den Gehwegen hinab zu gelangen. An den wenigen Stunden, zu denen sich Tageslicht erahnen lässt, bemerkt der Stadtmensch, dass das Jahr zu Ende geht.



Die letzten Novembertage bedrängten die Gemüter. Bei frostigen Temperaturen lag seit Tagen Dunst über der Metropole, als der unauffällige Mann seine Visite in der Innenstadt durch einen Kaffee beenden wollte und deshalb auf das Billardcafé am Hubertusplatz zusteuerte. Er hatte es nicht mit Bedacht gewählt, es war auf seinem Weg gelegen und die erste Möglichkeit, seit er diesen Entschluss gefasst hatte, ihn in die Tat umzusetzen. Die Zwielfichtigkeit

des Publikums in solchen Einrichtungen nahm mit hereinbrechender Dunkelheit erheblich zu. Um die daraus resultierenden – sagen wir – Einschränkungen wusste der Mann, doch meinte er, mit etwas Glück sollte die verbleibende Zeit für einen Kaffee reichen. Seine Gestalt zeigte absolut keine Auffälligkeit, mittlere Größe, schwächliche Statur, ein Allerweltsgesicht und auch Kleidung, die Tausend andere genauso trugen. Zu dieser Tageszeit machten sich die auswärtigen Handwerker, Dienstleister, Angestellten und sonstigen Pendler von der Metropole aus auf ihren Heimweg. Mit ihren Autos, Lieferwagen, Pick-ups und Kleinlastern verstopften sie die Straßen, um in eine andere große Stadt heimzukehren, dort ihre Freunde zu treffen, ihre Familien zu sehen und zu übernachten. Für den innerstädtischen Verkehr benutzte man lieber die Straßenbahn. Im großen Gewühl, das da auf Straßen und Plätzen stattfand, konnte der unscheinbare Mann ganz unauffällig das Café aufsuchen. Die Anonymität, die die Stunde ihm bot, gab ihm die Sicherheit dazu. Die verspiegelte Glasfassade des erwählten Etablissements versprach einerseits einen interessanten Ausblick, andererseits aber auch Intimität durch fehlenden Einblick.

Als sich die Tür des Lokals hinter ihm schloss, wurde ihm schlagartig klar, dass der Name nicht zum Inventar und noch weniger zum Publikum passte. Das strenge Odeur von Männerschweiß und Spirituosen schlug ihm entgegen. Die verwegenen Gestalten, die den Gasträum bevölkerten, hielten inne, als er eintrat. Statt der bis eben noch lauten, hitzigen Debatte, breitete sich eisiges Schweigen im Café aus. Eine Rockerbande vielleicht, dachte er, und versuchte möglichst unbemerkt den Rückzug anzutreten, als ein untersetzter, vollbärtiger Mann ihm den Weg vertrat.

»Du kommst mir gerade recht«, sagte der Vollbart leise und schnappte den Ankömmling an der Jacke. Draußen auf der Straße hielten unterdessen einige Fahrzeuge an, deren Insassen sich in den Wagenkästen zu schaffen machten.

»Du willst doch gerade aufs Klo, nicht wahr?«, sagte der Untersetzte, während seine Leute dem Spiel mit dem unauffälligen Mann halb belustigt, halb interessiert zusahen und unter ihren Jacken nach irgendetwas suchten. Der Untersetzte ließ die Leute auf der Straße keine Sekunde aus den Augen, während er den Unauffälligen, den er nun mit beiden Händen an der Jacke gepackt hatte, immer weiter in den Raum hinein und auf die Tür zu schob, an der WC stand.

»Ich muss aber gar nicht auf die Toilette!«, versuchte der Unauffällige unsicher einen Protest. Doch der Untersetzte antwortete: »Glaub mir, du willst dort hin, denn du willst jetzt nicht mehr hier sein!«

Zwei kräftige Arme stemmten den unauffälligen Mann nach oben und verhalfen ihm zu einem kurzen Flug durch die Tür, die sich hinter ihm wieder schloss.

Er landete etwas unsanft an der gegenüberliegenden Wand des Toilettenganges, erhob sich kopfschüttelnd und hielt sich die linke Hüftseite. *Aua*, dachte er, denn er hatte sich, seit er in der Stadt wohnte, das Wundern über solch absonderliches Gebaren abgewöhnt. Man ging den alltäglichen Gewalttaten nach Möglichkeit aus dem Weg. Bisher war ihm das auch gelungen. *Doch nichts dauert ewig*, meinte er, *es ist eine Frage der großen Zahl. Also: schnell weg.*

Schon hielt er den Türknauf in der Hand, als heftiges Gebrüll und Gezeter im Gastraum anhoben.

Na gut, sagte er sich, *vielleicht muss ich ja doch*. Und er verzog sich auf eine Kabine in der Abteilung *Herren*. Nur Sekunden, nachdem er sich niedergelassen hatte, beglückwünschte er sich zu diesem Entschluss. Aus dem Gezeter entwickelte sich erheblicher Radau, der das Haus erschütterte, eine wilde Schießerei, minutenlanges Gedröhn von Pistolen und Gewehren, Glas splitterte, Holz krachte. Verwundeten blieb noch genug Zeit, ihrem Unglück Ausdruck zu verleihen, ehe ein Fangschuss sie endgültig niederstreckte. Beim Austragen von Meinungsverschiedenheiten mit solchen Mitteln hatte es sich eingebürgert, keine Verletzten zurückzulassen.

Der unauffällige Mann wertete das Geschehen als gewöhnliche Auseinandersetzung rivalisierender Banden, wie sie zur Tagesordnung gehörte, seit man es vorzog, die Menschen in den großen Städten zu konzentrieren. Das Land ringsum war leer. In Folge der Zwangsurbanisierung trat die Polizei die Kontrolle in etlichen Stadtteilen an bewaffnete Banden ab. Ungewollt zwar, niemand gab es zu, aber man richtete sich darauf ein. Die Besorgnis des unauffälligen Mannes ob des Lärms hielt sich in Grenzen, Unbeteiligte kamen in der Regel bei solchen Fehden nicht zu Schaden.

Das Interieur des Kabinetts, auf dem er sich befand, konnte mit viel Wohlwollen *antik* genannt werden. Es strahlte den morbiden Charme des 20. Jahrhunderts aus, leider roch es auch so. Als er eben den Seilzug am hoch oben aufgehängten Spülkasten zu betätigen versuchte, passierte — nichts.

Gut, sagte er sich, *das ist zwar mit Sicherheit älter als ich, aber man kennt sich ja mit sowas noch aus*. Er stieg auf den eilig herabgeklappten Toilettendeckel und wollte sich

gerade der defekten Mechanik widmen, als die Tür der Herrentoilette mit gewaltiger Kraft aufgestoßen wurde. Drei oder vier Leute stürmten herein, brüllten herum, jagten einige Salven durch die geschlossenen Türen, unter denen sie anschließend hindurch schielten, ob sich noch irgendein lebendiges Wesen verborgen hätte, und verschwanden genauso schnell, wie sie über die Kemenate hereingebrochen waren.

Der unauffällige Mann hatte sich an das wenig tragfähige Fallrohr des Spülkastens geklammert, als die Schüsse fielen, und die Füße angezogen. Das stellte sich als sehr zweckmäßig heraus, splitterte doch das Porzellan unter ihm und zerfiel, getroffen von einigen Schrotladungen, in tausend Teile. Er zeigte sich deutlich beeindruckt, als der Gewaltausbruch über ihn und das Keramik-Kabinett hereinbrach. Und in dem Moment, da er den Boden – oder besser: das Latrinenbecken – unter den Füßen verlor, hatte er mit seinem Leben abgeschlossen. Jetzt aber herrschte in der Kemenate wieder Ruhe, auch im restlichen Gebäude schwiegen die Schießseisen. Trotz schlotternder Knie, kaltem Schweiß und erhöhtem Puls fühlte er sich nun, als gäbe es noch eine Runde Leben geschenkt.

»Es war doch nicht das erste Mal ...«, murmelte er, wohl um seine gewohnt abgebrühte Art zurückzugewinnen. Langsam traute er sich aus dem unbeabsichtigt gewählten Versteck hervor. Den Spülkasten wollte er nicht mehr reparieren, lag das zugehörige Becken ja nun in Scherben. Mit Verwunderung stellte er noch fest, dass er verabsäumt hatte, die Tür zu verriegeln. *Auch in harten Zeiten sollte man an lieb gewordenen Gewohnheiten festhalten, um sich selbst zu bewahren*, sagte er sich und trat in den Vorraum der Toilette, um sich die Hände zu waschen. Es plätscherte,

seine Füße standen unversehens in einer großen Pfütze. Die Bande hatte eine Spur der Verwüstung hinterlassen, die den Raum noch trostloser erscheinen ließ, als er vorher schon ausgesehen hatte. Die *antike* Einrichtung lag zum großen Teil in Scherben. Nicht ohne vorher seinen hygienisch begrüßenswerten Vorsatz in die Tat umzusetzen, suchte und fand der Mann den Hauptabsperrschieber, um dem Wasser, das aus den zerschossenen Armaturen sprudelnd, zischend oder einfach so hervorquoll, Einhalt zu gebieten. Dann überlegte er kurz und entschied sich, nicht den Weg durch den Gastraum zu nehmen. *Was, wenn die Gang das Lokal noch nicht verlassen hat?* Noch bevor er sich suchend nach einer Alternative für den gewöhnlichen Ausgang umsehen konnte, ertönte aus dem Eingangsbereich des Kabinetts ein Klacken.

Im nämlichen Moment lag der Mann auf dem überschwemmten Fußboden, Gesicht nach unten, Hände hinterm Kopf. Nichts geschah. Vorsichtig versuchte er, sich umzusehen. Nichts, niemand. Er stützte sich hoch und schlug vor Wut über sich selbst mit der Faust auf den Fußboden. Das erwies sich als keine gute Idee, klatschte ihm doch die Dreckbrühe, die den Boden bedeckte, noch einmal ins Gesicht.

Mist! sagte er sich. Und: *Reiß dich zusammen, was sollen die sagen, die es einen guten Monat nennen, wenn sie in den letzten vier Wochen von nur drei Überfällen betroffen waren?* Er erhob sich und suchte nach der Ursache des Geräuschs. Er fand an der Schmalseite des Raums ein Fenster, nur angelehnt. Der Wind spielte mit dem Fensterflügel.

»Gewöhnliche Bedingungen angenommen hätte das eine ordentliche Tracht Prügel gesetzt«, sagte der Mann zu dem

Fenster, »aber unter diesen Umständen? Lass mal sehen. Hm. Etwas eng, doch es sollte genügen, hindurchzuschlüpfen.« Er war nicht mehr der Jüngste. Ächzend und stöhnend wand er sich durch die Öffnung, zog den Fensterflügel heran, als er endlich draußen stand, und wollte durch den engen Hinterhof zur Straße. Den Weg dorthin versperrte jedoch ein sehr hoher Zaun.

»Eigentlich bin ich zu alt für den Mist«, murmelte er und wollte mit der Besteigung beginnen, als er draußen auf der Straße zwei Männer an ihrem Auto hantieren sah. Sie trugen schwarze Lederkluft wie die Rockerbande, mit der sie augenscheinlich gerade einen Konflikt ausgefochten hatten, die langen Mäntel offen, Lederhosen, hohe Stiefel. Auch an den anderen Fahrzeugen, die in der Seitenstraße neben dem Billardcafé standen, gingen ähnliche Typen um. Der Unauffällige blieb stocksteif stehen, den rechten Fuß auf der untersten Querstrebe des Zauns, wagte keine Bewegung und hoffte inständig, nicht wieder das Zittern zu beginnen. Die Zwei auf der Straße unterhielten sich miteinander über äußerst alltägliche Dinge, womit man das letzte Wochenende zugebracht hatte, über das Fastfood in den verschiedenen Stadtteilen, was sie heute noch vorhatten. Einer der beiden meinte mit Trauer in der Stimme, er müsse jetzt zur Schicht. In der Hand hielt er eine Schrotflinte, die er sauber in ein Tuch einschlug und vorsichtig im Kofferraum verstaute. Jetzt wendete er seinen Kopf, so dass ihm die Straßenlaterne in die Augen leuchtete, und der unscheinbare Mann, der sich die ganze Zeit im Halbdunkel des Hinterhofes nicht rührte, konnte ein feistes, knollennasiges Gesicht erkennen, mit Knopfäuglein und schmalem Mund.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kletterte die Bande in die Autos und sittsam wie treusorgende Familienväter verließ sie den Platz.

Hier sollte der Unauffällige, der endlich wagte, sich zu regen, stutzig werden, er hätte viel Zeit gespart. Doch er stutzte nicht, er wunderte sich nur über dieses Gebaren der Gang. In Anbetracht der Beschwerlichkeit des Weges über den Zaun und der beiden Überwachungskameras daneben zwängte er sich zurück durch das Toilettenfenster und gedachte, den üblichen Ausgang zu nehmen. Immerhin, die allgegenwärtigen Augen der Administration hatten ihn sicher auch beim Betreten des Lokals beobachtet, nun musste er eigentlich auf demselben Weg wieder hinaus. Sonst avancierte er bei den Sicherheitsbehörden postwendend zum *Verdächtigen Nummer 1*. Allerdings beabsichtigte er nicht, den Kameras aufschlussreiche Blicke auf seine Person zu erlauben, vielleicht gar eine Identifizierung zu ermöglichen. *Der Überwachung ist genug*, dachte er. *Wo es wichtig wäre, wenn so eine Ledergang ein armes Schwein vermöbelt, weil es mit dem Einkaufswagen Flaschen aus dem Abfall sammelt oder einfach nur anders, dunkelhäutiger, kleiner, eingeschränkter ist, wird weggehen, vom Rest entgeht den Kameras nichts. Da machen wir uns lieber unsichtbar.*

Der Gastraum bot einen erschütternden Anblick. Über der Szene lag Nebel, der Geruch von Schießpulver hatte den üblichen Kneipenmief verdrängt. Die Angreifer schienen etwas gesucht zu haben, die Innereien durchsuchter Taschen, zerrissene Jacken, Scherben und zerstörtes Mobiliar bedeckten den Boden zwischen einem Dutzend Toten. Zumindest bewegten sich die Körper aktuell nicht. Überall Blut, der Inhalt zerschmetterter Schädel und abgetrennte

Gliedmaßen. Als der Unscheinbare durch die Tür kam, kopfschüttelnd das Schlachtfeld betrachtete, wurde ihm klar, weshalb das *Schlacht* heißt. Der Anblick konnte nicht wirklich erschüttern, so etwas bekam man drei Mal täglich von allen Medien serviert, war aber durchaus geeignet, unseren Mann emotional zu berühren.

»Aber live ist dann doch was anderes«, brummte er. Vorsichtig, die Blutlachen meidend, denn die machten verräterische Flecken auf seinen ohnehin nassen Kleidern, tastete er sich in den Gastraum und fiel fast über einen, den er für tot hielt. Dessen blutleere Hand griff nach seinem Fuß und klammerte sich fest. Der Unscheinbare schrak heftig zusammen, und es brauchte einige Momente, bis er wieder klar denken konnte. *Alles normal, Tote zucken manchmal noch*, sagte er sich, *und Halbtote sowieso*. Trotzdem sah er nach, wer seinen Fuß umklammert hielt. Vor ein paar Minuten noch, in wesentlich besserer Verfassung, hatte ihn derselbe auf die Toilette geschickt. Jetzt lag er wohl in seinen letzten Zügen. Er flüsterte etwas, was der Unscheinbare zunächst nicht verstand, doch dann, als er sich tief zu ihm niederbeugte, formten sich Worte. »Holzleitner. Wiesbaden. Kein anderer.« Das wiederholte der Sterbende mehrfach, und der Unscheinbare sprach es schließlich nach. Der andere nickte kaum merklich. Der Ganove, der da zu seinen Füßen starb, kam dem unscheinbaren Mann auf irgendeine Weise bekannt vor. Vielleicht ein Helfer in unangenehmer Situation, so sein Gefühl, mit dem Bart freilich nicht zu erkennen. *Moment, da war doch mal dieser Einsatz mit dem bulligen Techniker, der aussah wie: Hilft Gewalt nicht, hilft mehr Gewalt! Der dann aber ein paar Wunderdinge auf der Steuerplatine zusammelötet hat ... Wie kommt der in solche Gesellschaft?*

Näher darüber nachzudenken verbot er sich. Er wollte schnell weg aus diesem Schlachthaus, doch der andere bedeutete ihm, unbedingt das Schießessen mitzunehmen, das neben ihm lag. »Brauchst du, Fred!«, hauchte er dazu und der Unscheinbare nahm es, die Munition dazu und wollte es in seiner Jacke verwahren. Da bemerkte er, dass dort etwas steckte, was da nicht hingehörte. *Schluss*, dachte er bei sich. *Ich muss hier weg, und zwar zügig, ehe noch mehr passiert.*

Seine Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen rannte er, so schnell er konnte, aus dem Billardcafé. Erst als das Zwielicht der Straßenbeleuchtung und die Masse der unzähligen Passanten ihn verschlungen hatten, verlangsamte er seinen Schritt.

Zu dieser Tageszeit verstopften jene Handwerker, Dienstleister, Angestellte und sonstige Pendler mit ihren Autos, Lieferwagen, Pick-ups und Kleinlastern die Straßen, die in die Metropole heimzukehren gedachten, um dort ihre Freunde zu treffen, ihre Familien zu sehen und zu übernachten. Die hektische Betriebsamkeit, die sie auslösten und bei der keine Person wirklich auszumachen war, auch für die hochgerüsteten und allgegenwärtigen Überwachungskameras nicht, kam ihm gerade recht. Die Anonymität, die die Stunde ihm bot, gab ihm wieder Sicherheit. Ohne Regung, ohne jedes ungewöhnliche Gebaren tauchte er unter. Und er war nun wieder der unscheinbare Mann, der in der Masse niemandem auffiel.

2. Der Tresor

Der unauffällige Mann, nennen wir ihn Fred Lichtenberger, denn er ist zur Hauptperson unserer Geschichte geworden und muss deshalb einen Namen tragen, Fred also, inzwischen in der völlig überfüllten Feierabend-Straßenbahn, tastete verstohlen nach der Innentasche seiner Jacke. Was hatte ihm der inzwischen wohl tote Rocker da in das Sakko befördert, ehe er ihn in die Toilette verfrachtete? Es fühlte sich an wie ein kleines Lederetui, eine Briefftasche vielleicht. Was mochte es verbergen? Was besaß solche Wichtigkeit, dass er es lieber einem Wildfremden anvertraute, statt es bei sich zu behalten? Fred verspürte keinerlei Interesse, weder an dem Rocker noch an dessen Etui. Er wollte es auf dem Polizeirevier abgeben, doch vorher gedachte er, daheim den Inhalt zu inspizieren. Die Öffentlichkeit schien ihm dazu nicht der geeignete Ort.

Im Umgang mit Boten verfielen die Sicherheitskräfte mitunter in altrömische Traditionen, deshalb sollte man besser wissen, was man da hinbrachte.

Fred Lichtenberger wohnte, wie die meisten Umsiedler aus den Dörfern, in einem der Neubau-Stadtteile. Viel Beton, viel Asphalt, etwas Sand. Bäume und Sträucher vergaß man, wie auch Grünanlagen. Als diese Satellitenstädte entstanden waren, galt Grün als potenziell gefährlich. Das relativierte sich zwar, aber eventuell mögliche Pflanzungen blieben auch weiterhin aus. Den Platz zwischen den Betonbauten füllten Straßen, gerade so in die Schluchten eingepasst und an die dicht gedrängt aufgereihten Betonklötze grenzend. Das jeden Technokraten mit Euphorie erfüllende Stadtbild: Quadratisch, praktisch und schlecht.

Die Phalanx der Schnarch-Silos wurde nur unterbrochen von vereinzelt Supermärkten oder Tankstellen, ansonsten herrschte Einheitsgrau. Verständlicherweise zeigten sich speziell die Dorfleute mit dieser Situation unzufrieden, doch kaum einer konnte oder wollte in einen weniger betonierten Stadtteil umsiedeln. Dort wurden die Wohnungen entweder nicht frei vergeben oder die Gegenden galten einfach als zu gefährlich. Die grauen Satellitenstädte jedoch mieden die andernorts Terror verbreitenden Gangs, zwischen dem Beton war nichts zu holen, lauter alte Leute ...

Die Stadt hatte ihr Gesicht verändert. Im Zentrum die barocke Pracht vergangener Jahrhunderte, von Touristen überschwemmt, die in Massen an den Schokoladenseiten entlang gekarrt wurden und um keinen Preis ihren Weg verlassen durften. Die Innenstadt, zum Museum vergangenen Prunks verkommen, wirkte schön, aber unberührbar und tot. Die aus späteren Stilepochen stammenden Bauten des Stadtzentrums beherbergten die Provinzfürsten mit ihren Ministerien und Ämtern und Verwaltungen, für Besucher tabu, solange sie kein Anliegen nachweisen konnten. Behördengänge arteten so zu einer recht aufreibenden Beschäftigung aus.

Rings um Barockausstellung und verbotene Stadt breiteten sich die sogenannten sicheren Viertel aus mit ihren Villen, Einkaufstempeln, prachtvollen Mietshäusern, den bunten Lichtern und schreiender Reklame. Den Raum zwischen den trostlosen Satellitenstädten an der Stadtgrenze und den Vierteln der oberen Zehntausend füllten die heruntergekommenen Jugendstilbauten früherer Vorstädte. Dort kamen jene unter, deren Barschaft sich nicht in Millionen und nicht in Tausenden maß, meist, wenn das

Monatsende nahte, nicht einmal in Hunderten. Hier litten jene, die den Reichtum der Stadt mit ihren Händen erarbeiteten, unter den Banden, die die Vorstädte beherrschten und für dubiose Geschäfte nutzten. Diese Viertel betretend, begab der Besucher sich in Gefahr für Leib und Leben. Zwischen Gründerzeit und Jugendstil trugen verfeindete Gangs am helllichten Tag ihre Fehden aus.

Freds Wohnsilo gehörte zu den ganz entlegenen. Seine Straßenbahnhaltestelle nannten jene, die sie benutzten, *Endstation Sehnsucht*, ohne je mit Tennessee Williams in Kontakt getreten zu sein. Die Endstation begründete ganz sachlich die Gleisschleife, die jede Bahn unausweichlich von hier zurück ins Stadtzentrum führte. Die *Sehnsucht* beschrieb das Gefühl der Menschen, die diese Station benutzten, im Angesicht des Grau ringsum und ihrer Erinnerung an den eigenen Hof, das Kleinvieh, den Garten ... Die Lautsprecherstimme in der Elektrischen aber tönte: »Siedlung Südost«, wenn die Gleisschleife in Sicht kam.

Fred verspürte bei dieser Durchsage noch immer keine Lust, als Model über die Monitore der Behörden zu laufen. Er kannte das Überwachungssystem, für die Straßenbahn hatte er es selbst entworfen. Offenbar recht zukunftssicher, denn dieses System versah noch immer unverändert in den Verkehrsmitteln seinen Dienst. Fred kannte die Schwachstellen und Tot-Zonen, in denen man sich unbeobachtet bewegen konnte. Als er jetzt gemeinsam mit den vier letzten Passagieren den Wagen verließ, verbarg er sich hinter einem groß gewachsenen und zudem recht voluminösen älteren Herrn vor den neugierigen Kameraaugen, die sich, recht lieblos in die Betonwüste gepappt, leicht umgehen ließen. Obwohl das System hier draußen

weit nach seiner Zeit entstand, stellte es keine Ansprüche und ließ sich leicht austricksen. Zumindest für Fred, der unbeobachtet über die menschenleeren Wege zu seiner Wohnung fand.

So saß er bald an seinem Schreibtisch und legte das lederne Etwas vor sich auf die Tischplatte, zelebrierte das Öffnen wie eine magische Handlung und fiel in maßloses Erstaunen. Vor ihm lag eine Brieftasche und diese enthielt einige –zig Tausend in bar. Dann fiel noch etwas Kleines, Unscheinbares aus dem Behältnis, sonst war nichts darin. Das Kleine erwies sich als eine Art Futteral aus Metall. Freds Neugier weckte die Feststellung, dass er es nicht so einfach öffnen konnte. Ein Mechanismus ähnlich einem Zahlenschloss sicherte den Inhalt der Blechdose. Fred holte sich eine Lupe und untersuchte das Objekt. Die Symbole, die man durch das Verdrehen winziger Rädchen in drei Fenstern sichtbar machen konnte, präsentierten sich unterschiedlich verschmutzt. Er zählte fünfzehn verschiedene Zeichen in jedem Fenster, und in den ersten beiden Öffnungen fand er jeweils ein derart verdrecktes Bild, dass es gewiss sehr lange offen gelegen hatte. Im dritten Fenster entdeckte er zwei. Nun gut, sagte er sich, dann eben zwei Möglichkeiten, besser als 3375 Varianten. Fred wollte die Lupe gerade weglegen, als ihm noch etwas ins Auge fiel. Ein dünnes, ohne Vergrößerungsglas nicht erkennbares Fädchen, haarfein, schlang sich um die Schachtel. Der Inhalt der Dose schien wertvoll zu sein, sonst hätte man sich nicht solche Mühe gegeben, ein derartiges Siegel anzubringen. Vorsichtig löste er das Fädchen, machte sich eine Skizze, um das Siegel auch richtig wieder anbringen zu können, ehe er es entfernte. Problemlos fand er die richtige Stellung des dritten Rädchens und öffnete den kleinen Safe.

Ihm fiel eine Speicherkarte in die Hände, in feines Papier eingepackt. Fred konnte der Versuchung nicht widerstehen, fuhr seinen Rechner hoch (*na typisch, WLAN funktioniert mal wieder nicht!*), und – zögerte. Was immer er auf der Karte fände, es war nicht für ihn bestimmt. Seine Funktion beschränkte sich auf den Transport. *Doch den Drogenkurier erwartet die gleiche Strafe wie den Dealer, und wenn das hier brisantes Material enthält, dann steht der Überbringer genauso an der Wand wie der Adressat.* Inzwischen herrschten raue Sitten. Im entvölkerten Land außerhalb der Städte geschahen Dinge, von denen keiner erfuhr, unentdeckt bis zum jüngsten Tag. Besser, man weiß, worauf man sich einlässt. Die andere Gang hatte etwas gesucht, und dabei handelte es sich mit hoher Wahrscheinlichkeit um diesen Chip, den ihm das bärtige Elektronikgenie schon auf dem Weg zur Toilette untergejubelt hatte. Das kleine Ding barg demnach wertvolle Informationen, die er sichern sollte, damit sie nicht in den Mühlen der Administration verschwänden oder dem Ge-, besser Missbrauch zum Nachteil der einfachen Leute anheimfielen. Andererseits: Der Lauscher an der Wand ... Und diese bittere Erfahrung hatte er machen müssen, als ein paar fehlgeleitete Mails bei ihm landeten, nachdem seine Frau ihn verlassen hatte. Lump und Mistkerl gehörten noch zu den schwächeren Bezeichnungen, mit denen man ihn dort bedachte, ohne ihn zu kennen.

Ganz oder gar nicht, sagte sich Fred nach langem Überlegen. *Das Problem des geöffneten Safes ist viel größer als jenes des Lesens der Daten* und er steckte den Chip in den Kartenleser. Jede Menge Textdateien mit Kreditkartenabrechnungen, Gästelisten von irgendwelchen Hotels und ähnlicher Pfeffer. Man musste schon zum schwer ein-

geweihten Personenkreis gehören, um damit etwas anfangen zu können. Mehr zeigte sein Discoverer nicht an. Immerhin offenbarte er 125 Gigabyte beschriebenen Speicherplatz, der *Pfeffer* nahm jedoch höchstens eines ein, wenn überhaupt. *Hier sollte man noch etwas Verborgenes und zudem sehr Großes finden können*, sagte sich Fred. Der Jagdinstinkt des Ingenieurs erwachte. Er konnte zwar nie von sich behaupten, über Spezialkenntnisse auf diesem Gebiet zu verfügen, doch Datenmanagement berührte sein Fach etwas intensiver als nur peripher. Gut, zu seiner Arbeit, solange er sie noch verrichten durfte, gehörte nun einmal das Programmieren von Sicherheitseinrichtungen, Schließenanlagen, Videoüberwachungen und was dergleichen mehr seine Firma fabrizierte. Und ja, es gab eine Zeit, da hackte er sich in verschiedene Hochsicherheitsnetze ein, um beispielsweise einen Gesetzentwurf vorab zu veröffentlichen. Das zog damals gewaltige Kreise, doch nie fand man eine Verbindung zu ihm. Mit dem erzwungenen Einzug in diesen *Betonbunker* ließ er die Spielchen bleiben und kam etwas aus der Übung. Aber so richtig Spezialist im Finden verborgener Daten?

Fred wollte es wissen. Er begann nach den maskierten Daten zu suchen. *Es ist besser, man kennt Freund und Feind, wenn man in so etwas hineinrutscht*, sagte er sich. Und schon zehn Minuten später standen die verborgenen Informationen vor ihm auf dem Bildschirm. Er verglich das Datenvolumen, er hatte alles gefunden. *Hm*, dachte er, *das war aber einfach*. Vielleicht gelang ihm auch nur ein Glücksgriff und er fing mit der richtigen Methode an. Später wird man ihm sagen, dass die Routine, die er wählte, das Schiffsgeschütz unter den Decodier-Engines ist und alles, was lateinische Buchstaben verwendet, in unter

dreißig Minuten knackt. Und man wird ihn fragen, woher die Routine denn stamme, worauf er weitere Konversation verweigern würde. Er hatte die Software beim Geheimdienst erworben, freilich ohne zuvor dessen Einverständnis zu erwirken, gehackt wie einiges andere auch. Dass die Wahl ausgerechnet auf diese fiel – Zufall.

Egal, die Dateien lagen geöffnet und decodiert auf seinem Rechner. Und sie sagten ihm nichts. Es wirkte wie Baupläne von Spezialmaschinen und Schaltpläne oder Ätzmasken für Schaltkreise und Platinen, weiß der Geier, wofür das dienen sollte. Eines aber konnte er erkennen: Hier ging es nicht um gewöhnliche Halbleiter mit Strukturen im Nanometerbereich. Das Raster war kleiner als ein Femtometer. Er sah sich nicht in der Lage, die hier geplante Miniatürisierung genau zu spezifizieren, aber hier sollten offensichtlich einzelne Elementarladungen Schaltvorgänge auslösen, und das bedeutete, er hielt die Planung eines Quantencomputers und Projektunterlagen für dessen Fertigung in der Hand. Und wenn es sich um das handelte, wofür er es hielt, dann ging es bei diesem Spiel, in dem er nun ohne eigenes Zutun steckte, um Spionage, Industriespionage günstigenfalls. Da aber der allgegenwärtige Überwachungsapparat ebenso vehementes Interesse an dieser Technik zeigen dürfte, konnte man sich auch wesentlich gefährlichere Auftraggeber denken. Fred wusste, dass militärische und geheimdienstliche Stellen die Forschungen zu solchen Hochleistungsrechnern finanzierten; die Ergebnisse konnte man vielleicht geheim halten, die Geldgeber nicht.



Um unseren *Helden wider Willen* besser zu verstehen, müssen wir an dieser Stelle über das etwas gestörte Verhältnis von Fred Lichtenberger zur Administration sprechen. Diese atmosphärische Störung hängt mit dem Begriff der *Bereinigung* zusammen, oder besser mit dem, was diese *Bereinigung* für Fred an Konsequenzen brachte. Dieses so harmlos benannte Gesetz fußte auf verschiedenen Motiven und Zielen, die Administration führte Gründe an, auf die wir später ob ihrer einschneidenden Konsequenzen noch eingehen werden. Das wichtigste – und öffentlich beständig dementierte – Ziel der Regierung bestand darin, die Ausgaben für die Erhaltung der Infrastruktur im Land zu minimieren. Die Administration reduzierte den Umfang dieser Infrastruktur, indem sie das zersiedelte Land zentralisierte. Was im Klartext bedeutete, dass alle Siedlungen, die innerhalb der geschlossenen Bebauung weniger als achttausend Seelen beherbergten, der Auflösung und dem Rückbau anheimfielen.

Die Provinzfürsten in der Gegend, wo Fred wohnte, spielten gern Vorbild und planierten mit akribischer Gründlichkeit alles, was unter das Gesetz fiel; in anderen Regionen handhabte man das etwas freizügiger und sparte sich den Einsatz von Baumaschinen.

Fred entschied sich im Alter von etwa dreißig Jahren bewusst dafür, der Großstadt den Rücken zu kehren und in ein kleines Dorf zu ziehen. Er konnte günstig ein altes, in traditioneller Bauweise errichtetes Haus erwerben. Es schien ihm für einen Ingenieur ehrenhafter, ein solches altes Gemäuer zu erhalten, als auf der grünen Wiese neu zu bauen. Seine Kinder – wenn er denn welche haben würde – sollten von Anfang an wissen, dass Kühe nicht lila sind, begründete er diesen Schritt manchmal. Weniger die er-

hoffte Ruhe bewog ihn dazu als der persönlichere Umgang zwischen den Leuten im Wohnumfeld, den man im Betonklotz selten fand. Mit der Bereinigung fand diese Idylle ihr Ende. Das Haus, für dessen Modernisierung er dem Denkmalschutz jedes Putzkrümelchen hatte abringen müssen, wurde abgerissen und er umgesiedelt, unter sehr unschönen Begleiterscheinungen. So landete er wieder in der Großstadt wie Hunderttausende, die ihre Dörfer aufgeben mussten. Doch die Stadt hatte sich seit seinem Wegzug verändert. Wir sprachen schon davon.



Diese Geschichte erschütterte sein ohnehin nicht von großem Vertrauen gekennzeichnetes Verhältnis zur Administration gründlich, und deshalb überlegte Fred jetzt, was er mit dem Material anstellen sollte, das ihm da in die Hand gefallen war. Eingedenk der Tatsache, dass seine Anwesenheit auf dem Hubertusplatz den wachsamen Kameraaugen nicht gänzlich verborgen bliebe, siegte am Ende der brave Bürger. Unter der Maßgabe, beim geringsten Verdacht faulen Spiels seinen Entschluss zu revidieren, machte er sich auf, die Brieftasche samt Inhalt bei der Polizei abzuliefern. Vorher freilich sicherte er den kompletten Inhalt der Speicherkarte auf seinem Rechner. *Man kann ja nie wissen, ob man so etwas noch einmal benötigt, zu diesem oder jenem Zweck oder überhaupt.*

Fred ging also aufs Revier. Dort herrschte wie immer sehr reger Betrieb, die Kasernierung der Menschen in den großen Städten leistete auch den Gesetzesverstößen Vorschub. Diebstahl, Raub und Mord gehörten zu den alltäglichen Ereignissen und die zuständigen Stellen zeigten

sich regelmäßig überfordert. Banden von Autoschiebern, Hehlern, Dealern und Zuhältern, die vor Gewalt und Terror nicht zurückschreckten, sorgten zuverlässig für öffentliche Unordnung. Die im Zuge der *Bereinigung* eingesparten Mittel im Bereich Infrastruktur hätte man eigentlich für die öffentliche Sicherheit ausgeben müssen, doch viel mehr als der Versuch lückenloser Überwachung des öffentlichen Raumes geschah nicht. Und so flächendeckend wie beabsichtigt hingen auch die Kameras nicht in der Stadt. Mit seinem Wissen und seiner Erfahrung konnte er die überwachten Bereiche mit einiger Sicherheit umgehen. Verheerend wirkte sich die ebenso permanente wie exorbitante Unterbesetzung der Ordnungskräfte aus; nach einem Crash im Straßenverkehr kam es vor, dass man Stunden auf eine Streife für die Unfallaufnahme warten musste. Entsprechend zeitintensiv erwies sich die Situation auf den Revieren. Fred schickte sich drein und reihte sich ein in die Wartegemeinschaft, die schon den ganzen Flur der Wache einnahm.

Wenige Meter vor ihm stand eine Tür halboffen und in dem Zimmer telefonierte ein Beamter. Man lauscht ja nicht, aber wenn man wartet und sich langweilt, versteht man schon das eine oder andere, das jemand in sein Telefon ruft. So schnappte Fred einige Brocken auf: »Ja Chef, wir haben den ganzen Laden durchsucht ... Nein, die waren alle tot ... Auf dem Hubertusplatz gibt es aber nur die eine Kneipe!« Hier stellte Fred die Ohren auf. Heute Nachmittag erst verschaffte ihm ein Besuch des Hubertusplatzes ein äußerst verzichtbares Erlebnis im Billardcafé. Da war also die Schießerei schon aufgenommen, für so schnell hatte er die Jungs – und das Quotenmädel – vom Revier gar nicht gehalten. »Ja Chef, wir nehmen uns noch alle Aufnahmen

vor«, sagte der Beamte in dem Zimmer zu seinem Telefon und ging zur Tür, um sie zu schließen. Kurz konnte Fred den Mann sehen, feistes Gesicht, Knollennase ... Dieser Mann war ihm heute schon einmal begegnet.

Die Erkenntnis versetzte Fred in Schockstarre. Fieberhaft begann er zu überlegen, doch er kam immer wieder zum gleichen Schluss: *Scheiße*, meinte Fred zu sich. *Der Mann da hat ganz offensichtlich heute schon gemordet. Er spielt vielleicht ein doppeltes Spiel, ist nebenbei in irgendeiner Gang, oder die Administration spielt falsch, mit richtig heftig Dreck am Stecken. Viel mehr, als ich ihr bisher zugetraut habe. Lässt missliebige Banden einfach so liquidieren, falls nicht ausreichend Beweise zu beschaffen sind. Ohne Anklage und Gerichtsverfahren. Aber angenommen, es ging um die Brieftasche als das eigentliche Ziel des Überfalls? Immerhin, für den Bärtigen schien sie unheimliche Wichtigkeit zu besitzen. Kann ich dann die Brieftasche hier abliefern, wenn ich mir nicht mehr sicher sein kann, ob ich das Richtige tue?*

Mit zitternden Händen und ebensolchen Knien fällt Fred eine neue Entscheidung und ließ sein ursprüngliches Vorhaben fallen. Er versuchte, möglichst unauffällig aus dem Gebäude zu kommen und draußen zwischen den Menschen zu verschwinden, die immer noch geschäftig durch die Straßen jagten. Hier, als einer unter vielen, fühlte er sich sicherer. Hastig überlegte er, was das Richtige war. Jene, die die Verantwortung für das Blutbad im Billardcafé trugen, besaßen Zugriff auf die Aufzeichnungen der Überwachungskameras. Es blieben ihm nur wenige Stunden, bis sie ihn ausmachten und vor seiner Tür standen. Und diese Leute zeigten sich offenbar nicht zimperlich, wie er hatte beobachten können. Bis dahin musste er sich in Luft auf-

gelöst haben, verschwunden sein, ohne Spuren zu hinterlassen. Doch zunächst führte sein Weg zwangsläufig nach Hause.

3. Anita

Ein heller Raum, zehn Terminals, zehn schwitzende, Kaffee trinkende Operatoren, über die gesamte Längsseite eine Videowand, keine Fenster. So sah das Lagezentrum 5 der *Inneren Aufklärung* aus. Soeben betrat ein hagerer Mann, mit spitzem Gesicht und dem Anschein nach kurz vor der Pensionierung, den Raum. Auf die Videowand deutend sagte er: »Meine Damen und Herren, es gab eine Schießerei. Danach wurden diese Aufnahmen vom Tatort gemacht, die zeigen, wie ein einzelner Mann das Gebäude verlässt. Ich brauche diesen Mann. Ich will wissen, warum er dort war, wie lange, wie er heißt und alles, was man sonst über ihn herausfinden kann. Was er macht, wo er wohnt, welches Auto er fährt, mit wem er schläft, welche Gewohnheiten, Fehler und Stärken er hat, alles. Bin ich verstanden worden?«

Während er sprach, lief der Videoschnipsel, auf den sich der Hagere bezog, in Endlosschleife über die Wand.

»Es wäre sicherlich hilfreich, wenn wir die komplette Aufzeichnung bekommen könnten. Der Mann muss ja irgendwann rein sein in die Bude.« Eine ältere Frau, die diesen Job gewiss schon viele Jahre ausübte, meldete sich zur Überraschung des Hageren zu Wort.

»Will sehen, was sich drehen lässt, Anita. Viel Hoffnung kann ich dir aber nicht machen.«

Das stinkt zum Himmel, dachte Anita bei sich. *Die plaudern nur die Hälfte aus und behalten die andere für sich, wer weiß, welches linke Ding sie mal wieder drehen.* Laut sagte sie: »Bekommen wir wenigstens Zugriff auf alle späteren Aufzeichnungen aus dem Stadtgebiet?«

»Alle relevanten, ja.«

»Wer entscheidet über die Relevanz?«

»Da musst du dir keine Gedanken machen. Erledige deinen Job, finde den Kerl, führe die *Special Force* zur Festnahme, dead or alive, den Rest erledigen wir schon.«

»Vorhin klang es, als suchtest du ihn als Zeugen, und jetzt dead or alive?«

»Natürlich würde ich ihm gern ein paar Fragen stellen, primär ist er aus dem Verkehr zu ziehen! Das Einzige, was ich unversehrt auf meinem Tisch sehen will, ist sein Gepäck, und zwar vollständig, auch was er in Jacke und Hose mit sich trägt. Klar? An die Arbeit!« Der Hagere verschwand.

Anita, der Chefin des in diesem Raum versammelten Operatorenteams, fehlte bisweilen die Überzeugung von der Richtigkeit der Dinge, die hier abliefen. Doch sie lehnte sich nicht mehr dagegen auf. Ihr blieben noch zwei Jahre bis zur Pensionierung, weniger als dem Hageren, es lohnte nicht, gegen die Obrigkeit aufzubegehren. Allerdings, die zweite Frau im Raum, Violetta, um die vierzig, groß, blond und blauäugig, stellte mitunter ungebührliche Fragen. Fragen, die ein Gewissen vermuten ließen und Anita regelmäßig in Erklärungsnot brachten. Sie ließ Violetta gewähren und hoffte insgeheim, dass die junge Frau den Schneid zeigte, den sie selbst nicht mehr aufbringen konnte. Für gewöhnlich besuchten sie gemeinsam das *Stille Örtchen*, um dort brisante Fakten zu wälzen, ohne dass es jemandem auffiel. Die Überwachungsanlagen der Kemenate hatte Anita persönlich stillgelegt. Bild und Ton waren zwar in der Zentrale zu verfolgen, aber sie zeigten nur ganz selten die wirklichen Geschehnisse. Eine Leistung, die Anita mit besonderem Stolz erfüllte.

»Versorgt euch nochmal mit allem Nötigen, dann geht's los. Wir brauchen ein Gesicht zu dieser traurigen Gestalt!« Anita versuchte, ihre Leute zu motivieren.

»Was machen wir wegen des Bankraubs in der Borsdorfer?«, wandte Violetta ein.

»Offensichtlich weniger wichtig. Schluss damit.«

Violetta verließ den Raum, und das sah irgendwie nach Protest aus. Sollte es auch. Sie mussten die Banditen nur noch festnehmen lassen, dann käme die Aufklärung des Raubes zum Abschluss. Aber der Hagere zog sie ab wegen irgendeiner kaum erkennbaren Gestalt. Die Bankräuber warteten mit ihrer Flucht aus dem Stadtgebiet sicherlich nicht, bis der Hagere ihr und dem Team wieder Zeit für die Gang zugestand, und dann bekäme man sie mit Gewissheit nicht mehr zu fassen.

Keiner nahm bislang Notiz davon, dass einer der Operatoren ein wenig zappelig geworden war, seit die Aufzeichnung vom Hubertusplatz über die Videowand flimmerte. Der farblose, etwas aufgedunsene Jüngling verrichtete erst seit ein, zwei Jahren seinen Dienst im Lagezentrum. Die anderen meinten, er wolle einen Annäherungsversuch bei Violetta starten, als er ihr nun folgte, und bedauerten ihn schon einmal. Violetta ließ keinen landen, da waren die Herren sich sicher.

Draußen vor der Tür fasste er sie am Arm. Sie wandte sich überrascht um. »Was willst du denn von mir? Also ...«, begann sie einen Abwehrversuch.

»Ich brauche einen Rat. Ich glaube, ich kenne den Mann.« Sie hielt ihm sofort den Mund zu und beugte sich zu seinem Ohr. »Nicht hier«, flüsterte sie, und »behalt's für dich. Wir reden später.« Damit entwand sie sich seiner Hand und ging.



Fred suchte nach *Holzleitner* in Wiesbaden, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln, und fand nichts. Er änderte seine IP-Adresse, um nicht mit dieser Suche in Verbindung gebracht zu werden. Um möglichst wenig Spuren zu hinterlassen, würde er das wieder und wieder tun müssen. Er überlegte. Das Bundeskriminalamt befand sich immer noch in Wiesbaden und zeigte sich mit Sicherheit an dem Material interessiert. Wenn Holzleitner zu den Angestellten dieses Amtes gehörte, konnte er sonst irgendwo wohnen. Fred brauchte also die Personaldaten des BKA. Er hackte sich ein, was ihn immerhin eine knappe Stunde kostete, allerdings umsonst. Dort gab es keinen Holzleitner. Schließlich, nach vielen vergeblichen Versuchen, wurde er fündig. Die bundesweite Suche nach Holzleitner ergab unter anderem *Wiesbaden, Maschinen- und Anlagenbau Holzleitner*, Ausrüstungen unter anderem auch für die Halbleiterindustrie. Fred sah einigermaßen überrascht auf. Nur, um welches Wiesbaden handelte es sich? Bei Annaberg, Bielefeld, Stuttgart oder wo? Langsam begann die Suche an Freds Nerven zu zerren, immer wieder sah er zur Uhr. Wenn sie schnell wären, so blieb ihm noch eine Stunde, wenn nicht, alle Zeit der Welt. Nach und nach schloss Fred alles aus, was der Rechner ihm an Holzleitners anbot. Nur ein *Wiesbaden* blieb übrig, ein kleiner Flecken am Stadtrand von Stuttgart. Das beruhigte ihn, deutete es doch darauf hin, dass es nur um Industriespionage zu gehen schien. Gut, in diesen Branchen kämpfte man auch mit harten Bandagen. Aber deren Möglichkeiten, einen Unbekannten aufzuspüren, schätzte er doch beschränkter ein,

als stünde man dem gebündelten Überwachungsapparat gegenüber. Er musste trotzdem Vorsicht walten lassen, denn dass er sich während der Schießerei im Billardcafé aufgehalten hatte, konnte nicht verborgen bleiben. Andererseits verspürte er keine Lust, aufs Revier zu müssen, zu stundenlangem Verhör. Das machte diejenigen, die hinter dem Speicherchip her waren, nur aufmerksam.

Zufällig stieß er beim Überfliegen der letzten Aktionen des Rechners noch auf eine kleine Datei, die wohl vom Speicherchip stammte, aber eigentlich gar nicht dazu passte. Die Codierung trug eine ganz andere Handschrift. Freds Ehrgeiz erwachte erneut. In dieser Datei verbarg sich eine Art Bauanleitung, deren Sinn unverständlich blieb. Aber zum Bau benötigte man nur haushaltsüblichen Elektronikschrott. *In zehn Minuten hab ich das zusammengelötet*, sagte sich Fred und holte das Werkzeug. Er war etwas aus der Übung, aber nach einer Viertelstunde hielt er das Produkt in Händen, drehte es hin und her, schließlich die Erkenntnis: ein Sender! Nur die Frequenz schien völlig abwegig, so etwas brauchte man doch nicht. Oder doch? Er setzte eine frische Batterie in das Bastelteil und achtete darauf, dass der Sender stumm blieb. Den Hauptschalter wollte er erst einmal nicht betätigen.

Schnell packte er das Nötigste in den Rucksack, den Laptop dazu und den geheimnisvollen Sender. Wenn er das Gestammel des Sterbenden richtig deutete und die eigene Recherche stimmte, konnte er in der Nähe von Stuttgart den Chip loswerden. Und das war sein dringlichster Wunsch. Er verspürte überhaupt keine Lust, sich mit irgendjemandem deswegen anzulegen. Nachdem er sehen durfte, dass die Polizei ein unsauberer Spiel spielte, hielt er es für das Beste, den Kram dorthin zu bringen, wo er

nach dem Wunsch des Vorbesitzers hin sollte. Immerhin hatte der Bärtige ihm und seiner Firma vor Jahren mal den Arsch gerettet. Zumindest glaubte Fred, ihn erkannt zu haben. Doch selbst wenn er sich irren sollte, sein Gefühl sagte ihm, dass sich hinter dem Bart irgendeine Person aus seiner Vergangenheit verbarg, der er sich verbunden fühlte. Diese Person hatte ihn im Billardcafé um einen Gefallen gebeten. Und nun lag der Mann in der Pathologie, weil Diener der Exekutive sich auf ungesetzliche Weise einer Rockergang entledigten mit dem Ziel, diesen Chip in die Hand zu bekommen.

Und sei es nur, um diesem Filz aus sogenannten Ordnungskräften und allen möglichen zwielichtigen Gestalten bis hin zu den ministeriellen Dunkelhüten ein Schnippchen zu schlagen, musste er den letzten Wunsch seines ehemaligen Kollegen erfüllen. Um den Behörden zu zeigen, dass sie nicht immer das gewünschte Ergebnis erreichen, wenn sie, wie bei den letzten Häusern der geschleiften Dörfer, Probleme mit Gewalt zu lösen versuchen. Mit denen gab es ohnehin noch eine offene Rechnung ...

Er nahm es definitiv nicht nur gegen irgendwelche kleinen Gangs mit beeindruckenden, aber eben beschränkten Möglichkeiten auf, deren Einflussbereich den engen Rahmen einer Stadt oder kleinen Region nicht überschritt. Ganz gewiss trat in diesem Spiel auch die Administration mit ihren ungleich größeren Möglichkeiten gegen ihn an. Und sie würde sich der kleinen Gangs bedienen, davon konnte er mit Sicherheit ausgehen.

Als er sich das letzte Mal mit den Ämtern angelegt hatte, wählte er die brachiale Art. Er stellte sich mit der Axt in der Hand vor sein Gehöft und wartete auf die Abrissbagger. Das brachte ihm drei Monate ein, eine Erfahrung, auf die

man eigentlich verzichten kann, liebend gern und rückblickend sowieso.

Jetzt sah er sich in einer Situation, die das Gegenteil von offenem Widerstand verlangte. Es galt nicht aufzufallen, abzutauchen, sich unsichtbar zu machen, sowohl für irgendwelche rivalisierende Banden als auch für den allumfassenden Überwachungsapparat der Behörden und Geheimdienste. Als erstes musste er sich sein Telefon so vom Hals schaffen, dass es eine falsche Spur legte und später im Nirwana verschwand. Das Navi, besser als jeder Peilsender, durfte nicht im Auto bleiben, irgendwo lag noch ein alter Straßenatlas herum. Und vor dem nächsten Einschalten benötigte der Rechner schon wieder eine neue IP-Adresse. Gottlob, vor langer Zeit gehörten solche Manipulationen zu seinen grundlegenden Fertigkeiten, als er sich noch hin und wieder in fremde Rechner hackte, illegal, aber für einen guten Zweck, wie er damals meinte. Zu jener Zeit ging es um Skandale und Skandälchen, in Wirtschaft und Politik alltägliches Geschäft, für Otto Normalverbraucher aber entsetzliche Offenbarungen.

Einer Konfrontation mit irgendwelchen Agenten, wirtschaftskriminellen Banden oder gar einem SEK fühlte er sich nicht gewachsen. Also lautete seine Devise: schnell, lautlos und unauffindbar verschwinden. Es interessierte ihn sehr, ob und wie lange ihm das gelingen und wo er Schutz suchen und finden würde, sollte man ihn entdecken. Vor allem aber gewann er die Überzeugung, dass es sich bei der Reise, die er jetzt antrat, um seinen letzten Trip handelte.

Doch er wollte sich so teuer wie möglich verkaufen.



Zum Dienstschluss fing Violetta den farblosen Jüngling vor der Kantine ab. »Bilde dir ja keine Schwachheiten ein«, flüsterte sie, »das ist nur zu unserem Schutz.« Damit umarmte sie ihn und ihre Lippen berührten die seinen. Vollkommen überfordert mit der Situation stand er da wie ein Klotz.

»Mach gefälligst mit, du Dödel!«, forderte sie. Unsicher und zittrig legte er die Hände auf ihre Hüften.

Wenig später gingen sie Hand in Hand die Straße hinunter. »Du kennst also die Zielperson?«, begann sie das Gespräch.

»Ich glaube.«

»Sicher bist du dir nicht?«

»Nein.«

»Pass auf, du stehst auf sehr dünnem Eis. Woher willst du ihn kennen?«

»Mein Nachbar. Also, ich wohne erst seit zwei Jahren dort, und im Erdgeschoss wohnen zwei alte Männer. Die kennen sich noch vom Dorf, wo sie früher lebten. Die Zielperson sieht fatal nach einem von den beiden aus.«

»Das macht die ganze Sache noch komplizierter. Wenn du mit der Geschichte anrückst und dich geirrt hast, brauchst du einen neuen Job. Wird ruchbar, dass du ihn hättest erkennen müssen und dein Wissen nicht offenbartest, kann es noch schlimmer für dich kommen.«

»Und was mache ich jetzt?«

»Erst mal Show für die Kameraleute«, sagte Violetta und zog ihn beiseite. Diesmal drückte er die attraktive Frau nach Herzenslust an sich, was ihr nicht wirklich recht war, doch konnte sie sich im Moment nicht wehren. »Vorsicht, Bühchen!«, flüsterte sie und ließ es geschehen. Das Büh-

chen küsste zu ihrer Überraschung ganz passabel. *Man könnte sich daran gewöhnen*, dachte sie. Und: *Er fühlt sich gut an, viel besser, als erwartet.*

»Und was mache ich nun?«, fragte er, als sie die Showtime beendete.

»Du machst fürs Erste gar nichts. Ich rede mit Anita, dass sie dich möglichst weit weg von der Zielperson einsetzt. Es gibt ja auch noch die Toten im Billardcafé, zum Beispiel. Aber wenn es irgendwann ein Gesicht zu dem Mann gibt, musst du unbedingt mit deinem Wissen rausrücken. Für den Fall, dass es Relevanz besitzt.«

»Wie krieg ich das mit?«

»Du siehst das Gesicht dann schon. Es wird in seiner ganzen Pracht an der großen Bildwand prangen.«

»Und bis dahin?«

»Verhältst du dich ganz still und unauffällig. Fällt dir ja nicht schwer.« Sie drückte ihn an die nächste Hauswand und küsste ihn sehr ausdauernd.

Violetta stand im Ruf häufig wechselnder Intimkontakte. Länger als ein, zwei Wochen hielt keine ihrer Beziehungen, nicht zuletzt dem zwar intensiven, aber einseitig auf körperliche Gelüste gerichteten Werben der Männerwelt geschuldet. Sie konnte sich ihre Partner aussuchen, und so flatterte sie wie ein Schmetterling von Blüte zu Blüte, ohne zu finden, was sie suchte.

Etwas an dem farblosen Jüngling faszinierte sie, nicht nur, wie er hemmungslos die Gelegenheit nutzte, den Kameraaugen ein verliebtes Paar vorzuspielen und dabei die Hände unter ihr Shirt schob. Auch nicht, dass unter seinem Jackett ein paar respektable Muskelpakete auf Entdeckung warteten. Oder sein mitunter aufblitzendes phänomenales Wissen, das er hinter dieser Hilflosigkeit

versteckte. An dem Kerl gab es viel mehr zu finden als man auf den ersten Blick sah. Unerwartet stand sie einer Affäre mit ihm sehr aufgeschlossen gegenüber.

Als sie ihren Mund von seinem trennte, sah sie ihm tief in die Augen und fragte: »Was hast du heute noch vor?«

»Weiß nicht. Vielleicht gehe ich zum Training. Kommt drauf an.«

»Worauf?«

»Auf dich.« Ein charmanter Blick, ein gewinnendes Lächeln. Violetta gab es zurück.

»Ach, weißt du, wir können unsere Show noch eine Weile fortführen. Ich habe nichts dagegen. Man unterschätzt die Unscheinbaren viel zu oft. Du küsst wirklich viel besser, als du aussiehst.«

Sie nahm ihn mit bis vor ihre Haustür, dann schickte sie ihn weg. Violetta wollte es langsam angehen.

IMPRESSUM
1. Auflage 06/2021

© by M. Pastore
© by Hybrid Verlag, Westring 1, 66424 Homburg

Das Billardcafé

Autor: M. Pastore
Lektorat: Annette Böhler, Rudolf Strohmeyer
Korrektorat: Petra Schütze
Buchsatz: Rudolf Strohmeyer

ISBN Taschenbuch: 978-3-96741-100-3

www.hybridverlag.de
www.hybridverlagshop.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.